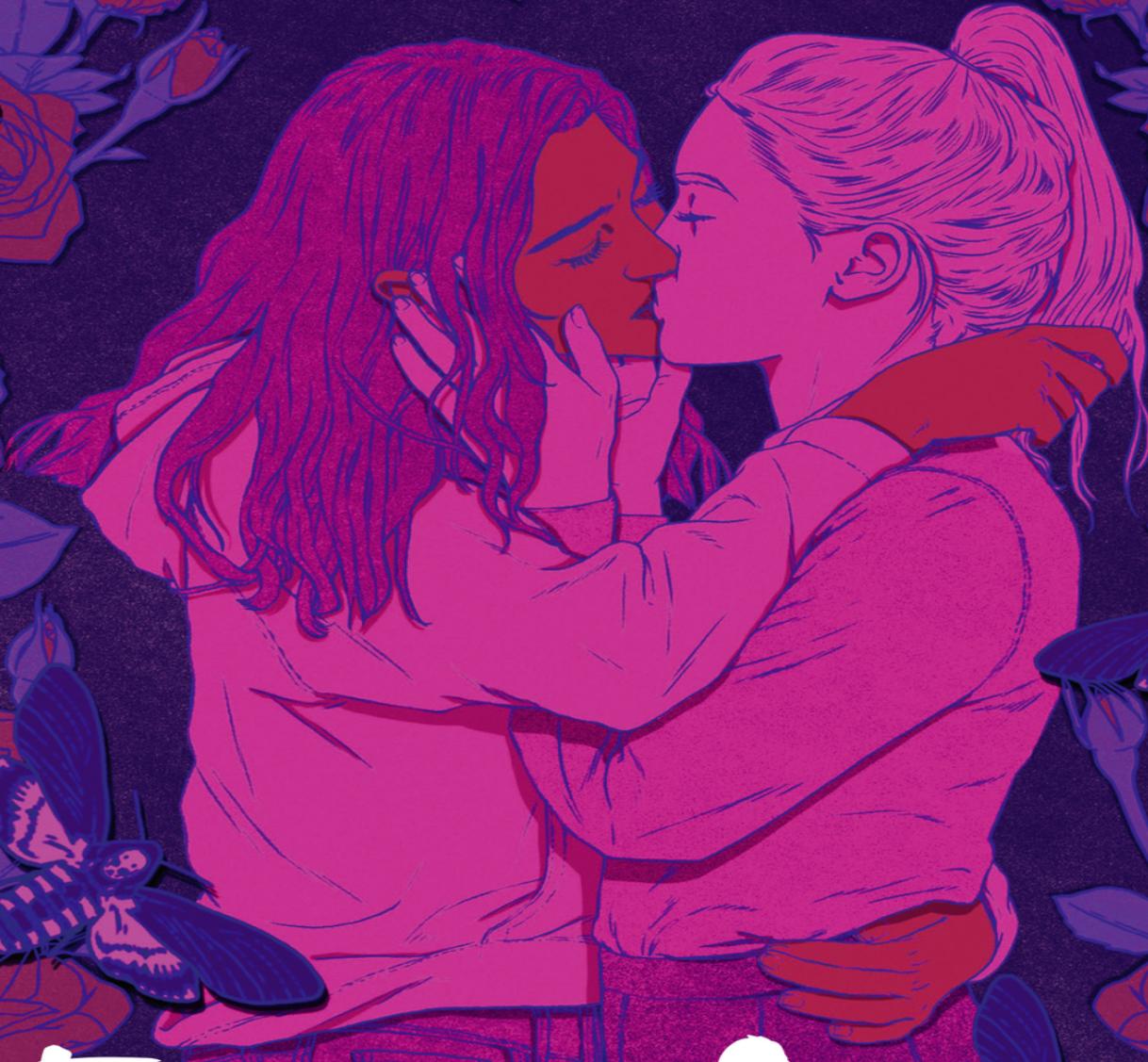


Bis übers Ende
dieser Welt hinaus



Everlove

TANYA BYRNE

Tanya Byrne

Everlove

Bis übers Ende dieser Welt hinaus

Aus dem Englischen von Stefanie Frida Lemke

 | E-BOOKS

Biografie

Tanya Byrne wurde in London geboren und lebt heute mit ihrem Hund Frida Brighton. Als Braune, queere Autorin aus der Arbeiterklasse setzt sie sich leidenschaftlich dafür ein, das Verlagswesen für alle offener zu machen. Besonders wichtig ist ihr, Autor*innen aus Randgruppen zu ermutigen, ihre eigenen Geschichten zu erzählen.

Stefanie Frida Lemke studierte nach einer Ausbildung zur Buchhändlerin Deutsche und Englische/Amerikanische Literaturwissenschaften in Hannover und Bristol. Nach verschiedenen Stationen im Lizenz-, Scouting- und Agenturbereich in München und New York lebt und arbeitet sie seit 2010 als Literaturübersetzerin aus dem Englischen in Berlin.

Weitere Informationen zum Kinder- und Jugendbuchprogramm der S. Fischer Verlage finden Sie unter www.fischerverlage.de

Jenseits von allen Zweifeln und Fragen liegt ein Ort.
Dort treffen wir uns.

Rumi

Für meine Mutter und alle anderen, die die Barke schon bestiegen haben.

Ich hoffe, ihr seid, wo ihr hinwolltet.

Liebe

Alice Anderson ist genau da, wo Deborah sagte, dass sie sein würde: auf dem Kliff in Saltdean, den Blick aufs Meer gerichtet. Obwohl ich sie in ihrem pinken Pelzmantel gar nicht hätte übersehen können. Es ist die Art von Kleidungsstück, das ich im Laden sofort ansteuern, mich aber nie zu kaufen trauen würde. Ich würde ihn anprobieren, ein Selfie machen und ihn dann wieder weghängen und etwas Schlichteres kaufen. Etwas Schwarzes, das ich zur Schule tragen kann, ohne nachsitzen zu müssen.

Das ist mit das Schwerste daran: Wie schrecklich normal sie sind. Alice könnte aus meinem Jahrgang sein oder das Mädchen hinter mir in der Umkleideschlange bei Primark. Eine x-beliebige Person, der ich schon mal auf der Straße begegnet bin, ohne dass sie mir vor heute Abend aufgefallen wäre.

Im Dunkeln ist es nicht so leicht zu sagen, aber ich schätze, sie ist in meinem Alter – sechzehn, vielleicht siebzehn. Der Wind weht ihr die blonde Lockenmähne aus dem Gesicht, so dass ich ihr Profil sehen kann. Die Augenfarbe kann ich nicht erkennen, aber die geschwungene Linie ihres Kiefers und die hübsche Stupsnase und dass ihr Lippenstift dieselbe Farbe hat wie der Mantel.

Dem knielangen Kleid und den Absatzschuhen nach zu urteilen war sie heute Abend aus. Es ist viel zu kalt für nackte Beine, aber vielleicht wollte sie ein Taxi nehmen, hat ihr Portemonnaie verloren und musste doch laufen. Oder sie hatte einen Streit mit ihrem Freund und wollte von hier aus lieber weiter zu Fuß nach Hause gehen, als sich von ihm auch nur ein Stück weiter mit dem Auto fahren zu lassen.

Ich weiß nicht, warum ich das mache, warum ich mir immer Geschichten zu ihnen ausdenke. Das geht wohl vorbei. Vielleicht in ein paar Monaten, wenn ich das hier so oft gemacht habe, dass ich mich nicht mal mehr an ihre Namen erinnere.

Doch bislang frage ich mich jedes Mal warum.

Warum sie?

Das Meer ist heute Abend rau, die tosende Brandung reißt dich einfach um und zieht dich rein, wenn du zu nah rangehst. Nicht, dass mir das passieren könnte. Seit ich denken kann, habe ich Angst vorm Meer, und Abende wie heute rufen mir wieder ins Gedächtnis warum. Die Wellen sind so laut, dass Alice mich nicht kommen hört. Mit etwas Abstand bleibe ich stehen, denn ich sehe sie zittern.

Dieser Moment ist besonders, der benommene Zustand, wo du hier und doch nicht mehr hier bist und alles auf einmal fühlst – Angst, Freude, Hoffnung. Einen ganzen Schwall, eine Flut an Emotionen, es fühlt sich an, als würdest du ertrinken, als würde dir wer den Kopf unter Wasser drücken, und wenn

du nur den Weg zurück an die Oberfläche findest, wird alles gut sein.

Es ist grausam, dieser Bruchteil einer Sekunde, in dem du glaubst, es geschafft zu haben, und vor Erleichterung wird dir ganz schwindelig. Ähnlich dem Moment, wenn du zum ersten Mal wen küsst und du dich fühlst, als würdest du schweben, als könntest du fliegen und den Himmel berühren. In genau dem Moment komme ich ins Spiel und stelle sicher, dass du es nicht tust.

Ich lasse Alice einen Augenblick Zeit, sich zu fangen, sehe zu, wie sie die Augen schließt und tief Luft holt. Sie erschauert, und ich frage mich, ob das der Moment ist, wo ihr klar wird, dass da nichts ist.

Schließlich dreht Alice sich um, ihre blonden Locken wirbeln im Wind, und als sie mich sieht, weicht sie einen Schritt zurück.

Ich warte eine Sekunde, dann noch eine.

»Alice Anderson?«

Die Falte zwischen ihren hellen Augenbrauen vertieft sich.

»Woher weißt du, wie ich heiße?«

»Ich bin Ash.«

Sie starrt mich an, und ich hebe kurz das Kinn. Sie braucht einen Moment, doch als sie begreift, dass ich ihr andeute, über die Kliffkante zu sehen, tut sie es, und dann stößt sie einen Schrei aus, woraufhin die Möwen aufgeschreckt in alle Richtungen davonfliegen. Stolpernd tritt sie von der Kante zurück und schlägt sich die Hände vor den Mund. Als sie sich

wieder umdreht, würde ich am liebsten weglaufen, denn was ist, wenn sie verlangt, dass ich es ihr erkläre?

Sie will garantiert von mir hören, dass alles gut wird.

Aber das kann ich ihr nicht sagen.

Doch sie fragt nichts, und ich bin froh, dass sie nicht wissen will wie oder warum, oder irgendeine andere Frage stellt, die ich nicht beantworten kann. Vielleicht will sie wissen wann. Das kann ich ihr sagen. Wenn ich eins hierbei gelernt habe, dann, dass in dem Moment, in dem all die Jahre, von denen du dachtest, du hättest sie noch vor dir, sich in wenige Sekunden auflösen, das Warum nicht mehr wichtig ist. Wichtig ist, wen du zurücklässt, und das verstehe ich am allerbesten, glaubt mir.

Wie gesagt, dieser Moment ist besonders. Die ganzen Dinge, die du getan und nicht getan, gesagt und nicht gesagt hast, plötzlich siehst du alles mit absoluter, erstaunlicher Klarheit. Manche Menschen warten ihr Leben lang auf diesen Moment. Sie klettern auf Berge und schwimmen durch Meere und lesen Bücher, in der Hoffnung, ihn zu finden. Ein paar Glücklichen gelingt es, aber den meisten von uns – Leuten wie mir und Alice Anderson und all denjenigen, die vor uns gingen und noch kommen werden – nicht, bis es zu spät ist, und ... Gott, es ist grausam, oder? Wenn du keine Zeit mehr hast, weißt du auf einmal genau, was du mit ihr hättest anfangen sollen.

Als Alice den Blick hebt und mir zum ersten Mal in die Augen sieht, frage ich mich, ob es das jetzt ist. Ob sie es weiß und alles aus ihr herausströmen wird. Alles, was sie hätte tun sollen. Die Lügen, die sie erzählt, und die Geheimnisse, die sie

für sich behalten hat. Sie kann sie nicht mitnehmen, also wird sie sie bei mir zurücklassen. Alles, was sie sich gewünscht hat, als sie zum letzten Mal ihre Geburtstagskerzen auspustete. Ich bin da, und das hier ist ihre letzte Chance zu sagen, was ihr leidtut, wen sie liebt oder gern um Verzeihung bitten würde.

All die Male, die sie sich etwas hätte trauen sollen und es nicht getan hat. All die Menschen, die sie hätte küssen sollen und es nicht getan hat. All die Zeit, die sie verschwendet hat, indem sie zu vorsichtig oder zu höflich oder zu ängstlich war, wenn letztendlich nichts beängstigender ist, als zu sehen, wie dein ganzes Leben auf einen einzigen Moment zusammenschrumpft, der gleich vorbei sein wird, ob du bereit bist oder nicht.

Vielleicht werde ich es gleich sehen – das Bedauern –, wie es von ihr ausstrahlt, durch ihre Kleidung hindurchbrennt, und sie wird nie wieder so lebendig wirken. Sie wird lachen und weinen und schreien, jede Emotion bis zur Erschöpfung völlig aufbrauchen, wie eine Glühbirne, die ein letztes Mal aufflackert und dann erlischt.

Doch Alice tut nichts davon. Sie erzählt mir keine Geheimnisse oder von ihrem Hund Chester, der nachts an ihrem Fußende schläft. Oder von dem Lippenstift, den sie letztes Jahr bei Boots geklaut hat, dem roten, der nicht mehr abgehen wollte, selbst, als sie so fest daran rieb, dass ihr Mund sich tagelang wund anfühlte.

Mir sollte es eigentlich recht sein, dann muss ich nichts erklären, und wir können einfach gehen. Aber ich will es. Ich

will, dass Alice mich fragt, wer ich bin. Wenn sie es täte, würde ich ihr sagen, dass ich Ashana Persaud heiße und sechzehn Jahre alt bin. Ich würde ihr erzählen, dass mein Lieblingssong »Rock Steady« ist, weil er meine Eltern bei jeder Hochzeit auf die Tanzfläche bringt, und mein Lieblingsfilm *Dilwale Dulhania Le Jayenge*, auch wenn ich immer behauptete, es wäre *The Shining*, weil das einfacher ist. Ich würde ihr die Narbe an meinem Kinn zeigen, die ich habe, seit ich mit sechs von der Schaukel gefallen bin, und ihr von dem Tattoo erzählen, das ich mir mit achtzehn stechen lassen wollte. Ich würde ihr erzählen, dass ich Angst vorm Meer und vor Clowns habe und davor, angekotzt zu werden, und dass ich von hier aus sehen kann, wo ich vor zwei Wochen meinen letzten Kuss hatte, gleich da am Strand. Und vor allem würde ich ihr sagen, dass es nicht gerecht ist.

Es ist nicht gerecht, dass sie gehen kann, während ich hierbleiben und das hier machen muss.

Sie fragt aber nicht, und so stehen wir einfach da, an der Kante des Kliffs, der Mond wacht über uns, und unter uns lockt das Meer, bis sie schließlich sagt: »Der Mond sah so schön aus. Ich wollte nur ein Foto machen. Mir war nicht klar, dass ich so nah am Rand stehe, und dann ...«, sie macht eine Pause und blickt hinauf zum Mond, »... dann war da auf einmal nichts mehr.«

Eine von Mascara gefärbte Träne läuft ihr über die Wange, und da bemerke ich, dass ihre Augen unter dem verschmierten Eyeliner braun sind, wie meine, aber das Licht dahinter ist

verschwunden, und ich frage mich, wie sie wohl vorher aussahen. Bevor ich hierhergekommen bin. Und wer zu Hause auf sie wartet. Ob ihre Eltern noch wach sind und *Newsnight* gucken, damit es nicht so aussieht, als hätten sie auf sie gewartet. Ihre Mutter in einen dicken Morgenmantel gewickelt, das Telefon in der Hand, und ihr Vater achtet auf das Quietschen des Tors, gefolgt von Alice' vorsichtigen Schritten, während sie in ihren Absatzschuhen über den Kiesweg balanciert.

Nur kommt sie nicht mehr nach Hause. Bei dem Gedanken würde ich am liebsten abhauen und ins Meer rennen, mich vom Wasser runterziehen und hintragen lassen, an welchen Ort auch immer. Doch das kann ich nicht. Ich kann sie nicht hier zurücklassen. Also gehe ich zu ihr, stelle mich neben sie und blicke über die Kante. Es ist dunkel, aber ich sehe sie – Alice Anderson – unten auf dem Weg, ihre Glieder in unnatürlichen Winkeln abgespreizt, eine Lache frisches Blut um ihren Kopf.

Eine Weile stehen wir da, ich die Hände in den Taschen meiner Jacke und sie ihre in den Taschen ihres pinken Mantels. Schließlich dreht sie mir den Kopf zu.

»Bist du ein Engel?«

Ich unterdrücke ein Lachen.

»Wenn du kein Engel bist, was bist du dann?« Sie sieht mich von oben bis unten an, und ich warte, während ihr Blick von meinem schwarzen Hoodie über meine schwarze Lederjacke zu meiner schwarzen Jeans und den schwarzen Doc Martens und

wieder hoch wandert. Als ihr Blick auf dem silbernen Anhänger in Form einer Sense landet, kneift sie die Augen zusammen.

Da wirkt ihre blasse Haut gegen den dunklen Himmel auf einmal fast durchsichtig, ihre Ränder sind unscharf, als würde sie bereits verschwinden. Ein Flüstern von Schmetterlingen scharft sich zusammen und setzt sich in ihre Locken. Ich blicke wieder über die Klippe, und sie tut es mir nach. Unten am Strand ist die Silhouette von Charon zu erkennen, sein vom Mondlicht angestrahltes Holzboot schaukelt sanft auf dem plötzlich ruhigen Meer. Neugierig sieht Alice mich an.

»Ist er meinetwegen hier?«

Ich nicke.

»Wo bringt er mich hin?«

Ich strecke die Hand nach ihr aus. »Wart's ab.«

Vorher

Eins

Wie Schulausflüge so sind, ist der Besuch eines Windparks, um etwas über die Bedeutung erneuerbarer Energien zu erfahren, nichts, worauf ich mich besonders freue. Wir fahren noch nicht mal mit dem Bus, weil wir nur zur Marina müssen, also laufen wir, und Mr. Moreno behauptet, die Bewegung würde uns guttun.

Natürlich ist es das totale Chaos, als alle lauthals lachend und schnatternd aus den Schultoren strömen, so dass es die halbe Straße mitbekommen muss. Wir von der Whitehawk haben ohnehin unseren Ruf weg, und wenn wir so in der Horde unterwegs sind, wechseln die Leute immer gleich kopfschüttelnd die Straßenseite.

Als wir Manor Hill erreichen, bereut Mr. Moreno seine Entscheidung gegen den Bus offensichtlich schon. Hektisch rennt er vor und zurück und zählt seine verstreuten Schäfchen, während die Lehrassistenz die Hinterhertrödelnden zur Eile antreibt, damit wir nicht die Fähre verpassen.

Ich gehöre dazu.

»Es wird bestimmt gar nicht so schlimm«, sagt Adara und hält mir einen ihrer Cheese-and-Onion-Chips hin. Mit mürrischer Miene lehne ich ab und vergrabe die Hände in den Taschen meiner Lederjacke. Natürlich hat sie recht. Für Ende September ist es ziemlich warm, die Sonne steht hoch und hell am Himmel, und ich verpasse eine Doppelstunde Chemie, was immer eine gute Sache ist. Außerdem ist Freitag, und Mr. Moreno sagt, bis halb drei sind wir fertig, ich sollte also begeistert sein, dass wir früher Schluss haben, selbst wenn es bedeutet, ein paar Stunden in einem Windpark abzuhängen.

Mein Widerwillen hat allerdings weniger mit unserem Ausflugsziel zu tun als vielmehr damit, *wie* wir dort hinkommen.

»Hör zu«, sagt Adara und bleibt stehen. Sie angelt einen Chip aus der Tüte und zeigt damit auf mich. »Ich weiß, du hast Angst vorm Meer, aber es wird alles gut gehen. Versprochen. Wir fahren zum Windpark, gucken uns die Turbinen an, bewundern die Energie der Zukunft und fahren zurück.« Ich wirke offenbar nicht überzeugt, denn kurz darauf fragt sie: »Was kann denn schlimmstenfalls passieren?«

Die Frage beantwortet sich von selbst, als wir an der Marina ankommen. Dan McCarthy, der Adaras Beruhigungsversuche gehört haben muss, läuft von hinten auf mich zu, hebt mich hoch und droht, mich ins Meer zu werfen. Ich trete nach ihm und schreie, dass er mich loslassen soll, doch er lacht nur und fragt, ob ich schwimmen gehen will. Adara brüllt ihn auch an, aber das bringt ihn noch mehr zum Lachen. Er hält mich über

die Kaimauer, und die Wellen sind so nah, als würden sie sich hochstrecken, um an den Sohlen meiner Doc Martens zu lecken.

Da schreitet zum Glück Mr. Moreno ein. »Daniel McCarthy! Setz Ashana *sofort* wieder ab!«, sagt er, während er zu uns herübermarschiert, wo ich überm Wasser baumele.

Mr. Moreno erhebt nie die Stimme, wofür ich ihn ein bisschen bewundere, immerhin muss er freitagnachmittags in einer Doppelstunde Chemie eine ganze Klasse Sechzehnjähriger beschäftigen, die nichts weiter interessiert, als was sie am Wochenende machen. Aber es funktioniert, denn Dan hebt mich über die Kaimauer zurück und setzt mich ab.

Mr. Morenos rosige Wangen färben sich rot. »Was sollte das werden, Daniel?«

»Wir haben bloß rumgeblödel, Sir.«

Wir?, bin ich versucht einzuwenden. Aber die Solidarität unter uns in der Elften schreibt vor, andere niemals zu verpfeifen, selbst wenn sie derartig schreckliche Nervensägen sind wie Dan.

»Es sah nicht so aus, als hätte Ashana Spaß daran gehabt.« Mr. Moreno verschränkt die Arme und wartet darauf, dass ich ihm zustimme. Als ich nichts sage, gibt er seufzend auf.

»Entschuldige dich bei Ashana. *Jetzt*.«

»Sorry«, sagt Dan und versucht, ein Lachen zu unterdrücken, was ihm aber nicht gelingt.

Mr. Moreno, offensichtlich unbeeindruckt von Dans mangelndem Reuegefühl, löst die verschränkten Arme und hebt

drohend den Finger. »Wir reden am Montag, Daniel. Du bist um acht Uhr bei mir im Büro, verstanden?« Ich kann Dan ansehen, dass er am liebsten protestieren würde – acht Uhr am Montagmorgen! –, aber er nickt. »Und jetzt versuch, dich den Rest des Tages zu benehmen. Meinst du, du schaffst das?«

Dan grunzt etwas, das wohl Ja heißen soll, und dann läuft er zu seinen Kumpels.

»Wichser«, murmele ich und richte meine Lederjacke. Ich dachte, Mr. Moreno würde es nicht hören, doch er sieht mich mit heftig gerunzelter Stirn an, die mir klarmacht, dass er meine Reaktion für nicht besonders angemessen hält. Jetzt ist es also an mir, mich zu entschuldigen, was extrem ungerecht ist, wo ich gerade fast gestorben wäre. Ich murmele trotzdem eine Entschuldigung, die er mit einem Nicken quittiert, bevor er die anderen zur Gangway der Fähre treibt.

»Alles okay?«, fragt Adara, während wir ihnen folgen, wenn auch weniger begeistert.

Ich nicke, und sie kennt mich gut genug, es dabei zu belassen.

Meine Beine zittern immer noch, als wir zu den anderen gehen, die vor der Gangway im Halbkreis um Mr. Moreno herumstehen. Sein Gesicht hat wieder eine normale Farbe angenommen. Er muss auf uns gewartet haben, denn als wir uns hinter die anderen stellen, hält er die Hände hoch, damit ihm alle zuhören. »Ich weiß, ihr freut euch schon sehr darauf, mehr über die Wunder der erneuerbaren Energien zu erfahren.«

Ein kollektives Stöhnen geht durch die Menge.

»Vergesst bitte nicht, dass ihr heute Nachmittag die Whitehawk High School repräsentiert, okay?« Er neigt den Kopf und sieht mit hochgezogenen Augenbrauen Dan McCarthy an, der zu mir rüberblickt und lacht.

»Ignorier ihn einfach«, sagt Adara, als Mr . Moreno in die Hände klatscht und sich umdreht, um als Erster über die schmale Gangway auf die wartende Fähre zu gehen. »Du weißt doch, wie Dan ist.«

»Es ist nicht so leicht, ihn zu ignorieren, wenn er versucht, mich ins Meer zu schmeißen, Ad.«

»Ich weiß, aber er macht das doch nur, weil er auf dich steht. So sind Jungs nun mal. Das ist ihre Art, Zuneigung zu zeigen.«

»Er ist aber nicht mein Typ«, rufe ich ihr grimmig lächelnd ins Gedächtnis.

Sie lacht. »Das weiß er aber nicht, oder?«

»Erstens ...« Ich bleibe stehen, streiche mir mit den Händen über den Kopf und zähme die feinen Haare, die mir dank Dans großer romantischer Geste aus dem Pferdeschwanz gerutscht sind. »... steht er nicht auf mich, sondern er ist ein Arschloch. Und selbst wenn er es täte – wir sind *sechzehn*, Ad. Sind wir nicht langsam aus dem Alter raus, wo Jungs uns auf dem Spielplatz an den Haaren ziehen?«

Sie wird still und zieht die perfekt nachgezogenen Augenbrauen zusammen, als würde sie überlegen, ob all die Jungs, die uns über die Jahre geärgert haben, ihr den Hidschab runterreißen wollten und sagten, wir würden nach Curry

stinken, uns ›ihre Zuneigung zeigen‹ wollten oder einfach Arschlöcher waren wie Dan.

Ich will ihr schon sagen, dass sie nicht weiter darüber nachdenken soll, als es weiter vorne auf einmal Unruhe gibt. Ich frage mich, was Dan jetzt schon wieder angestellt hat, da kommt Mr. Moreno über die Gangway zu uns zurück und teilt Adara und mir mit, dass die Fähre nur noch auf uns wartet und wir uns beeilen sollen. Schließlich sehen wir, was es mit der Aufregung auf sich hat: Wir sind nicht allein. Da, auf der anderen Seite des Decks, steht ein Haufen Mädchen, die offenbar genauso entsetzt sind, uns zu sehen, wie wir sie.

»Wer ist das?«, fragt Adara und blinzelt so wild, dass die Wings ihres Eyeliners aussehen, als würden sie gleich abheben.

»Die Whitehawk-Rowdys und die Mädchen von der Roedean.« Ich grinse. »Das wird ja interessant.«

Einen Moment lang schweigen alle betreten. Zu ihrer Ehrenrettung muss ich sagen, dass die Mädchen von der Roedean kein Stück zurückweichen, sondern die Schultern straffen und das Kinn recken, als wollten sie sagen: *Wir haben keine Angst vor euch*. Manche verschränken sogar die Arme, auch wenn ihnen das nicht gegen unsere Blicke hilft. Wo ich sie so in ihren sauberen marineblauen Uniformen sehe, will ich mir allerdings sofort den Daumen anlecken und mich runterbeugen, um die Schrammen an meinen Docs abzuwischen.

Da fällt mir auf, wie Adara an ihrem Hidschab herumfummelt, und ich folge ihrem Blick übers Deck zu einem

Mädchen mit Haaren, wie ich sie bisher nur aus Shampoo-Werbung kannte – lang und blond und geradezu *leuchtend* in der späten Septembersonne –, und das Mädchen gafft uns völlig ungeniert an.

»Was ist los?«, rufe ich und verschränke die Arme. »Noch nie braune Menschen gesehen?«

Das Mädchen wird augenblicklich rot, und dann dreht sie sich zu ihrer Freundin um und flüstert ihr etwas zu. Ich will Adara raten, sie zu ignorieren, doch das brauche ich gar nicht, denn sie verdreht nur die Augen.

»Okay. Alle bleiben bitte auf der linken Seite«, sagt Mr. Moreno, und die Lehrerin von der Roedean sagt ihren Schülerinnen, sie sollen sich auf der rechten Seite halten, als wären wir gewalttätige Fans rivalisierender Fußballclubs, die jeden Moment aufeinander losgehen könnten.

Der Schiffsmotor startet, und sobald ich sein widerstrebendes Bullern unter den Füßen spüre, fällt mir wieder ein, wo ich bin. Meine Beine drohen, unter mir nachzugeben, und schnell halte ich mich an der Reling fest. Das immerhin muss ich den Roedean-Mädchen zugestehen – sie waren eine willkommene Ablenkung vom uns umgebenden Meer. Als wir vom Dock ablegen und mir der widerwärtige Gestank des Benzins ins Gesicht schlägt, spüre ich, wie mir die Milch vom Müsli, das meine Mutter mich gezwungen hat, zum Frühstück zu essen, im Magen gerinnt.

»Tief atmen«, raunt Adara und reibt mir mit der Hand über den Rücken, doch ich kann es nicht – ich schmecke den Gestank

vom Benzin in Kombination mit dem aus dem Motor aufsteigenden Rauch schon auf der Zunge.

Ich lege mir die Hand über Mund und Nase, aber es hilft nicht. Setze mich hin, es hilft nicht. Schließe die Augen, es hilft nicht. Die Möwen, die bedenklich tief über uns kreisen wie Geier über frischem Aas, helfen auch nicht. Schließlich schießt eine aus dem Schwarm herab, schnappt Dan einen Kartoffelchip aus der Hand und trägt ihn im Schnabel davon. Die Antwort kommt sofort, das plötzliche Kreischen und schallende Gelächter, das die Möwen noch aufgeregter werden lässt. Ich meine zu spüren, wie die Fähre sich von einer Seite zur anderen neigt, während alle wie wild auf dem Deck herumlaufen.

Mr. Moreno und die Lehrerin von der Roedean versuchen, sie zu beruhigen, und ich umklammere mit einer Hand fest die Reling und halte mir mit der anderen die Augen zu. Ich höre Adara fragen, ob es mir gut geht, und konzentriere mich auf das vertraute Geräusch ihrer Stimme. Ich kann nichts sagen, alles ist verschwommen und außer Reichweite, das Deck unter meinen Füßen ist nicht länger fest, es fühlt sich eher an wie umherschwappendes Wasser, doch ich gebe nicht auf und versuche, oben zu bleiben.

Schließlich finde ich meine Stimme wieder und bitte Adara, mich einen Moment in Ruhe zu lassen. Ich gehe ans andere Ende des Schiffs, um so viel Abstand wie möglich vom Motor zu gewinnen. Es bringt nichts, doch gerade als ich denke, die in mir aufsteigende Übelkeit nicht länger zurückhalten zu können,

fällt mir wieder ein, was Mr. Moreno uns vor unserem Aufbruch erklärt hat. Seekrankheit rühre daher, dass das Gehirn nicht versteht, warum es sich so anfühlt, als würde sich alles bewegen, obwohl du selbst dich gar nicht bewegst. Wenn du allerdings auf den Horizont blickst, registriert das Gehirn die Bewegung und stellt das innere Gleichgewicht wieder her. Ich bin bereit, alles zu probieren, und so hebe ich den Blick und konzentriere mich auf die Shoreham Power Station.

Ich halte mich an der Reling fest und warte, dass mein Gehirn seine Arbeit macht, während die Küste sich immer weiter entfernt. Doch nichts passiert. Ich fühle mich immer noch elend, und so greife ich nach meinem Handy in der hinteren Hosentasche, halb versucht, meine Mutter anzurufen und sie anzuflehen, mich abzuholen, als ich überrascht feststelle, dass es doch funktioniert. Ich fühle mich besser. Irgendwie. Ich habe zwar immer noch das Gefühl, kotzen zu müssen, aber es ist längst nicht mehr so schlimm, und nach ein paar Minuten höre ich auf zu zittern. Nach ein paar weiteren Minuten habe ich aufgehört zu schwitzen, und mein Atem hat sich genug beruhigt, dass ich mich aufrichten kann.

Schon besser. Meine Beine fühlen sich sicherer an, die frische Brise kühlt meine heißen Wangen. Ich hole tief Luft und seufze erleichtert auf. Gerade als ich denke, meinen Griff um die Reling etwas lockern zu können, bemerke ich eine Person neben mir und zucke so plötzlich zusammen, dass mir fast das Handy ins Wasser fällt. Bestimmt ist es Dan, der mich diesmal wirklich ins Meer werfen wird.

Aber es ist nicht Dan, es ist eins der Mädchen von der Roedean.

»Willst du springen?«

Sie lächelt mich zurückhaltend an. Ich bin zu überrumpelt, um zu antworten. Das Einzige, was ich sehe, sind ihre Haare. Ich habe keine Ahnung, was sie ihnen an der Roedean zu essen geben, aber sie haben alle so gesunde Haare. Sie trägt einen Pferdeschwanz, viel ordentlicher als meiner, und ihre Haare sind rot. Nicht bloß rot, sondern *rot-rot*. Wie der Sari meiner Mutter an ihrem Hochzeitstag. Ein sattes Rostrot mit Goldfäden, und wenn die Sonne darauf trifft, sieht er aus, als stände er in Flammen.

Mir ist bewusst, dass ich sie anstarre, denn ich kann an nichts anderes denken als daran, ob ihre Wimpern unter den Schichten von Mascara dieselbe Farbe haben. Doch falls sie es merkt, ist sie so höflich, nichts zu sagen. Sie lächelt einfach weiter. Beinahe erwidere ich ihr Lächeln, doch dann halte ich mich zurück. Ich frage mich, warum sie hier ist. Vielleicht hat sie meine Lederjacke und die Doc Martens gesehen und denkt, sie kann eine Kippe von mir schnorren, um ihren Freundinnen ganz subtil zu zeigen, wie cool und unangepasst sie ist, und will dann eine große Show vor ihnen abziehen, indem sie die Zigarette raucht. Oder sie will mich fragen, wo ich herkomme, damit sie mir von ihrem Urlaub in Indien erzählen kann.

Was auch immer es ist, wenn ich ihre Roedean-Uniform und ihre vom Wind geröteten, vollen Wangen sehe, fällt mir kein guter Grund ein, warum ein Mädchen wie sie mit einem

Mädchen wie mir reden wollen sollte. Ich meine, so nebeneinander ergeben wir überhaupt keinen Sinn. Sie, makellos, das Sonnenlicht fällt in zwei Monden auf die Spitzen ihrer Sattelschuhe, und ich, in knittrigen Klamotten, mit einem dünnen Film trocknendem Schweiß auf der Oberlippe.

»Willst du springen?«, wiederholt sie, bevor ich sie fragen kann, was sie von mir will. »Wie wenn du auf einer Brücke oder dem Bahnsteig stehst und den Zug kommen hörst und denkst: *Ich könnte springen?*«

Ja, sage ich fast, aber wieder halte ich mich zurück.

Sie zuckt die Achseln und steckt die Hände in die Taschen ihres Blazers. »Du bist nicht die Einzige.«

Echt? Ich dachte, mit mir stimmt was nicht.

»Angeblich ist das völlig gesund.«

Gesund?

»Das nennt sich High Place Phenomenon«, fährt sie fort, vollkommen unbeeindruckt von der Tatsache, dass ich bisher kein Wort gesagt habe. »Eine Wissenschaftlerin namens Jennifer Hames hat eine Gruppe Studierender an der Florida State University befragt und herausgefunden, dass so was zu denken meistens ziemlich normal ist.«

Was daran ist normal?

»Es bedeutet, dass du einen gesunden Lebenswillen hast.«

»Wie kann der Gedanke, von einer Brücke zu springen, bedeuten, dass ich einen gesunden Lebenswillen habe?«, frage ich schließlich.

Bei der Herausforderung leuchten ihre Augen auf.

»Kognitive Dissonanz.« Mir gefällt, wie sie das sagt. Als würde sie nicht automatisch davon ausgehen, dass ich keine Ahnung habe, was das ist. »Wenn du auf einer Brücke stehst, befindest du dich eigentlich nicht in Gefahr, oder? Nicht solange nicht irgendwer kommt und dich schubst, was unwahrscheinlich ist, nicht wahr?«

Ich denke an Dan und komme ziemlich schnell zu dem Schluss, nicht mit ihm allein auf einer Brücke sein zu wollen.

»Es ist nur in deinem Kopf.« Sie nimmt die Hand aus der Tasche und tippt sich an die Schläfe. »Wenn du auf einer Brücke stehst, sieht dein Gehirn den Rand und sagt dir, dass du dich in Gefahr befindest. Also bekommst du Angst, doch eigentlich müsstest du das nicht, denn du befindest dich ja überhaupt nicht in Gefahr, stimmt's?«

Ich nicke, und auf einmal macht die Fähre einen Ruck, und ich umklammere mein Handy fester.

»Und wenn du versuchst, einen vernünftigen Grund für deine Angst zu finden, kommst du zu dem Schluss, dass du springen *wolltest*, auch wenn du den Drang vorher überhaupt nicht gespürt hast.« Sie steckt die Hand wieder in die Tasche und zuckt die Achseln. »Es bedeutet einfach, dass du sensibel für innere Hinweise auf Gefahr bist, was deinen Lebenswillen bestätigt.«

Ich habe keinen blassen Schimmer, worauf sie hinauswill, aber es gefällt mir, ihr zuzuhören. Sie redet ganz anders als alle, die ich kenne. Sie wird nicht unruhig, wenn es ein paar Momente des Schweigens gibt. Sie lässt es einfach zu.

»Du willst gar nicht springen. Das ist nur dein Gehirn, das dich austrickst. Genau wie jetzt.« Sie nickt in Richtung des Meers. »Nur weil du auf einem Schiff bist, denkst du, dass du dich übergeben musst, obwohl du es eigentlich nicht willst.«

»Aber vielleicht tue ich's trotzdem.«

Sie wirft den Kopf zurück und lacht, und es ist das Schönste, was ich je gehört habe. Wie das Geräusch von den Goldarmreifen meiner Großmutter, wenn sie Roti klatscht, ein Geräusch, das immer mehr anschwillt, bis es so laut ist, dass ich es wie ein zartes Erschauern bis in die Knochen spüre.

Ich will nicht, dass sie aufhört, und versuche, mir etwas einfallen zu lassen, das sie wieder zum Lachen bringt, doch dann guckt sie mich an, und als sie mich nun zurückhaltend anlächelt, so wie sie es getan hat, als sie mich fragte, ob ich springen wolle, fühlt es sich an, als hätte sie ein Streichholz angezündet und mich in Flammen gesetzt.

Sie redet weiter, so dass wir den Vortrag über die Wunder der erneuerbaren Energien verpassen und ich beim Test nächste Woche garantiert durchfalle, doch das ist mir *so was* von egal, denn ich will alles über sie erfahren. Ich weiß, dass sie Poppy Morgan heißt und sechzehn ist, wie ich, und dass sie gerade auf der Roedean angefangen hat, nachdem sie von einem anderen piekfeinen Internat mit dem Namen Wycombe Abbey geflogen ist. Ich weiß, dass sie sich beim Reden gern den Pferdeschwanz um die Hand wickelt, dass sie beim Nachdenken die Lippen

zusammenpresst und dass sie keine Angst vorm Meer hat, dafür aber Höhenangst.

Das reicht mir aber nicht. Ich will wissen, ob sie Geschwister hat und was ihr Lieblingssong ist, damit ich ihn zu Hause auf Repeat hören kann, aber es ist trotzdem alles so perfekt. Es fühlt sich an, als wären sie und ich in derselben Seifenblase eingeschlossen, die zerplatzt, falls ich irgendeinen Fehler mache.

Also sage ich kein Wort und bin mir nur schmerzhaft dessen bewusst, dass irgendwo eine Uhr tickt, während wir uns langsam der Küste nähern, und es ist, als würde ich schweben, als hätte ich meinen Körper verlassen und würde auf uns runterblicken, wie wir auf dem Deck der Fähre stehen, und Gott, es ist perfekt. Der Himmel ist so groß, dass ich jeden Winkel davon sehen will. Ich sage mir – ich flehe mich an –, nicht zu viel hineinzuinterpretieren. Diese letzten paar Momente einfach zu genießen, aber die Uhr macht tick, tick, tick, und die Küste kommt immer näher, und ich warte. Warte darauf, dass die Seifenblase platzt, weil sie es immer tut.

Poppy ist so nah, dass ich ihre Wärme neben mir spüre, und ich muss aufpassen, nicht mehr daraus zu machen, als es ist. Ich habe so was noch nicht oft erlebt, aber oft genug, um zu wissen, wie es endet. Die ganzen Mädchen in den Regenbogen-T-Shirts, die andere Mädchen küssen, um Jungs zu beeindrucken, aber lieber sterben würden, als Lesbe genannt zu werden. Die Mädchen mit unbekümmertem Lächeln und hungrigem Herzen, die Grenzen ziehen, die nur sie sehen

können, und wenn ich nicht hingucke, die Torpfosten verschieben. Die ganzen gesagten und ungesagten Dinge, von denen später nie wieder die Rede ist. Die ganzen Male, die ich »Okay« sagte, wenn ich eigentlich sagen wollte: »Ich will nicht befreundet sein.«

Die Geistermädchen, die da sind und dann nicht mehr, die sich dem Reiz des Neuen hingeben, nur für einen Moment, und mich etwas fühlen lassen, nur um zum Schluss zu kommen, dass es nichts für sie ist. Die, die gelangweilt oder verängstigt sind oder beides, die mir lieber erzählen, sie seien betrunken gewesen, als zu sagen, dass sie auch etwas empfunden haben, weil sie nichts weiter wollen als ein ruhiges Leben. Einen Freund, den sie lieben können, ohne dass es Mut erfordert. Den sie zum Sonntagsessen einladen und mit dem sie zum Prom gehen können.

Ich bin die Erste und die Letzte und nichts dazwischen. Die, die sauer ist. Die austickt. Die, die Dinge sieht, die nicht da sind. Ich bin die, der du das Herz ausschütten kannst, bei der du bluten und dich ausheulen kannst. Ich bin die, mit denen sie experimentieren. Die, bei der sie sich gehenlassen können, weil ich es nie irgendwem erzählen werde. Ich bin die, deren Nummer sie unter Alfie oder Harry oder Luke abspeichern. Die Hüterin ihrer Geheimnisse und die, die ihr schlechtes Gewissen beruhigt. Aber ich bin nie die Eine.

Ich werde nicht geliebt. Jedenfalls nicht öffentlich. Mit etwas Glück bin ich eines Tages vielleicht ein *Was wäre wenn?* Oder schlimmer, diejenige *vor* der Einen. Diejenige, die sie hat

begreifen lassen, dass es nicht nur eine Phase ist. Aber meistens werde ich kaum eine Fußnote in dem Buch ihres ruhigen Lebens sein, das sie sich so sehr wünschen, und während ich neben Poppy stehe und auf das weite, wilde Meer hinausblicke, warte ich. Darauf, dass sie sich abwendet, sollte eins der Roedean-Mädchen auf uns zukommen, oder dass sie auf einmal ihren Freund erwähnt, als wäre das hier nichts, als würde sie sich nur unterhalten. Als wäre das hier völlig belanglos und nicht weiter von Bedeutung. Schließlich wird nämlich sogar Angst nach einer Weile zur Gewohnheit, nicht wahr?

Wir nähern uns der Marina, und das war es jetzt, ich weiß es. Der Moment ist vorbei. Mein Herz zieht sich zusammen, und es tut so weh, dass es mir die Tränen in die Augen treibt. Ich blicke runter aufs Wasser, damit Poppy es nicht sieht. Als die Fähre in den Hafen einfährt, fällt mir auf, dass das Wasser hier eine andere Farbe hat. Eine Farbe, die ich bisher nur auf Postkarten anderer Leute gesehen habe. Poppy fällt es anscheinend auch auf, denn sie sagt: »Wir könnten genauso gut an der Côte d'Azur sein.« Sie sagt es mit einem verträumten Seufzen, und als sie die Augen schließt, fühlt sie sich auf einmal sehr weit weg an, obwohl sie direkt neben mir steht.

Ich war noch nie an der Côte d'Azur – oder in Frankreich überhaupt –, ich kenne nur die Croissants aus der Real Patisserie in Brighton, und näher werde ich Frankreich wohl auch nie kommen. Doch aus irgendeinem Grund – nennt es Glück oder Schicksal oder ganz altmodisch Magie – haben sich unsere Wege heute gekreuzt, und gleich werden sie sich

trennen und sich dann nie wieder begegnen. Es ist schließlich ziemlich unwahrscheinlich, dass ich sie bei Lidl oder beim Warten auf den Bus wiedertreffe, oder? Das war es jetzt, das weiß ich. Sie wird einfach das Mädchen sein, an das ich manchmal denke, wenn ich zum Windpark gucke oder ein Croissant esse.

»Hier.« Poppy nimmt mir so plötzlich das Telefon aus der Hand, dass ich gar keine Chance habe zu protestieren. Als die Fähre anlegt und Poppy mir das Handy zurückgibt, hat sie ihre Nummer hinzugefügt.

»Falls du mal den Drang verspürst zu springen«, sagt sie und ihre Mundwinkel zucken verschmitzt. »Oder du dich auf einen Kaffee treffen magst.«

Diesmal zieht sich mein Herz aus einem anderen Grund zusammen, denn ich will sie wiedersehen – ich will sie wirklich wiedersehen –, und sie will mich wiedersehen, und das passiert mir sonst nie. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, also lächle ich bloß, und sie zwinkert mir zu. Dann dreht sie sich um und geht, mit schwingenden Hüften und flammendem Haar, und ich frage mich, ob es Worte dafür gibt, wie sich das hier anfühlt, doch ich weiß keine.